

# Die Neue Welt



Nr. 45

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Ein Lied der Freude.

Von Gustav Falke.

Pfötzlich überfällt es mich,  
Daß ich laut muß singen,  
Pfötzlich überhellt es mich:  
Welt, du hast ein schön Gesicht,  
Hast ein lieblich Angesicht,  
Und ich muß vor Freuden springen.

Blumen, die am Wege stehn,  
Muß ich alle pflücken.  
Kann es Blumen besser gehn,  
Als der Freude rothen Glanz  
Noch mit ihrem rothen Kranz  
Hell zu überschmücken?

Und was mir entgegen tritt,  
Muß der Lust erliegen.  
Hüpf ich, Mädel, hüpfst du mit!  
Schöner glüht dein Angesicht,  
Lieblicher dein Angesicht,  
Wenn wir uns im Reigen wiegen.

Musikanten, nicht geruht,  
Seigen und Trompeten.  
Tirili, tiwit und tut.

Küß mich Kind. Noch einmal so.  
Rosen blühen, wo wir froh  
Und im Tanz die Erde treten.

## Das Messer mit dem beinernen Griff.

Von Charlotte Nisde-Klein.

Es dunkelte bereits; der Hausherr war ausgegangen, eine Seltenheit, auf die wir Tage lang gewartet — ein Kunststück von Emil, der ihn beschwagt und endlich aus der Höhle gelockt hatte.

Nun konnten wir eine Probe vornehmen, nun waren wir sicher.

Weibe, die dicke Hausfrau und mein Vater, welche mitten im Zimmer standen, waren aufmerksame Zuschauer gewesen. — Auch das Schwerste, das Niedergelassen, war gut von Statten gegangen. Unhörbar wie eine Schlange kam ich zu Boden; dreimal hintereinander war mir schließlich das Experiment gelungen.

Nur wenn ich den Körper seitlich durchs Gitter schob, ging es. Die ersten Versuche hatten uns zwar viele Mühe bereitet; es war keine Kleinigkeit gewesen. Hätte mich mein Vater nicht mit den Armen aufgefangen, ich wäre ins Zimmer hereingestürzt. — Blutende Ohren, zerschundene Hände, das that nicht wohl! Aber nun gerade, es mußte gehen, ich wollte es.

Pfötzlich hatte ich den Vortheil weg. Die Beine voran, schob ich mich leicht und sicher durch die engen Stäbe, nachdem ich den unverriegelten oberen Fensterflügel, über den ein alter, verrosteter Rouleaufaden niederhing, aufgestoßen; dann ein Rud, und mit dem einen Fuß kaum das innere Fenstergesims berührend, auf dem einige Flaschen und Kolben standen, sprang ich lautlos ins Zimmer.

Mein Vater fuhr mit seiner Hand über mein kurzgeschneittenes, borstiges Haar und sagte: „Junge, das hast Du gut gemacht,“ und zu der Frau sich wendend, fügte er hinzu: „er ist seiner Sache sicher, wir können uns auf ihn verlassen.“ — „Ach Gott, ach Gott, wie wird sich mein Geemil freuen, mein süßer Geemil! Ach Gott, ach Gott, wenn nur erst Alles glücklich vorüber wäre!“ — Ihre blöden, abgeblähten Augen verdrehten sich bei diesen Worten etwas gegen die schmutzig-graue Decke, und ein Seufzer hob ihren übervollen Busen.

Darauf wandte sie sich hastig gegen die Thür, den einzigen Ausgang des Hinterzimmers, in dem wir uns befanden. Aber mein Vater ließ sich nicht so rasch abfertigen; er machte mit dem Daumen und Zeigefinger eine Bewegung, und sein Gesicht nahm einen fragenden Ansdruk an.

Langsam griff die Hausfrau in die Ledertasche, welche an ihrer Seite herabhing, und entnahm ihr ein Zinifmarktstück. „Reicht nicht.“ Mein Vater sagte es sehr entschieden. Wir stehen nun vor der Entscheidung; übermorgen ist Zieltag — also am Sonntag, oder schon am Samstag Abend wird es ausgeführt; je eher, je besser. Denken Sie doch darüber nach, wie viel ich riskire — zwanzig Mark brauche ich, und als sie noch immer zögerte: „Es kann ja später verrechnet werden.“ — Ein Goldstück wanderte in die Hand meines Vaters.

„Und ich krieg' auch was.“ Frech trat ich vor das schwammige Weib hin — „sonst mach ich einfach die Geschichte nicht, und ohne mich könnt Ihr es nie fertig bringen.“

„Schau, schau, die kleine Kanaille!“ Mein Vater lächelte wohlgefällig. Widerstrebend nur gab mir die Frau einige Nickelstücke, die ich, ohne mich zu bedanken, in meiner Hosentasche verschwinden ließ, und während die Weiden der Thür zuschritten,

trat ich übungshalber den Rückweg wieder durch das Fenster an, durch welches ich eingestiegen. Dies ging viel leichter, weil das äußere Gesims frei war.

Ein altes, geräumiges Haus, in dem wir wohnten; voller Zimmer, Zimmerchen, Ecken und Winkel. Schmale, dunkle Treppen und Gänge. — Unten einige Läden; Alles vermietet bis zu den Dachkammern.

Aber gelegen war es vorzüglich, mitten im Herzen der Stadt; in einer zwar engen, aber verkehrreichen Gasse, die auf den Marktplatz mündete. Der Hausbesitzer betrieb im Parterre einen gutgehenden Schnapsladen, mit dem Schankrecht verbunden; er war ein alter, griesgrämiger, gei ihrer Mann, der aus seinem Hause schweres Geld zog, da er sich die unfreundlichen Böcher ganz gehörig bezahlen ließ.

Mein Vater, früher Schreiber, jetzt Winkeladvokat, und ich, sein kleiner Junge, hatten uns in zwei Zimmern des dritten Stockwerks eingenistet. Seit ein paar Wochen logirte Emil bei uns, der zur Zeit stellenlos war — ein guter Freund meines Vaters und zugleich der Bräutigam meiner Cousine, der schwarzen Fanny, einer hübschen, feichen Putzmacherin. — Emil kampirte Nachts auf dem Sopha im sogenannten Bureau meines Vaters; bei Tage trieb er sich in der Stadt herum.

Die alternde Hausfrau hatte sich sofort in den blaffen, schlottetigen, w hrisstren Sterl vergrast, der, wie die meisten Kellner, über gewisse äußere Formen verfügte und sich im Laufe der Zeit ein höfliches, lagenbuckelndes Wesen erworben hatte. Seine schofle Eleganz imponirte der beschränkten Person tief.

Emil ließ sich trotz seines Verhältnisses mit Fanny die Annäherungsversuche der Frau ruhig gefallen, denn es entsprang daraus für ihn ein ziemlich pekuniärer Vortheil. Manche Flasche Wein, manch guter Bissen wurde ihm von dem „alten, verliebten Mensch“, wie er sie zu nennen pflegte, zugestekt; auch kleinere Geldebeträge erhielt er von ihr.

Aber das war dem Emil zu wenig — solch ein Dreck! — Eine abhängige Existenz hatte er überhaupt satt; die ewige Hungerleiberei sollte ein Ende nehmen. Auch mein Vater war seines „schundigen“ Lebens längst überdrüssig.

Weide waren sie helle Köpfe; nur hatten sie bisher keine Gelegenheit gehabt, es zu beweisen, da sich ihnen nie was Rechtes dargeboten, und unvorsichtig wollten sie bei Leibe nicht sein.

O, man mußte sie hören, die Zwei, den Emil und meinen Vater. Vor Vesterem hatte ich gewaltigen Respekt, ich hielt ihn für den geriebensten Menschen der Welt.

In intimen Momenten hatte Emil durch allerlei Fragen aus der Alten herausgebracht, wo ihr Gatte sein Geld aufzubewahren pflegte, daß er aus Angst vor Dieben nie viel im Hause liegen lasse, sondern eingegangene Gelder so bald wie möglich auf die Bank trage, und nur an den Tagen, wo er die Nichtzinsen einnehme, befänden sich einige Tausend Mark in einer kleinen, eisernen, wohlverschlossenen Kassette, die er in einem Wandschrank des Hinterzimmers verberge.

Darauf bauten nun mein Vater und Emil ihren Plan. Sie wollten, sobald wieder Geld in der Kassette, sich dieser bemächtigen.

Die verliebte Hausfrau war durch Emils schmeichelnde Worte, seine vermehrten Liebeskosen geschmeichelt gemacht und hatte bereitwillig ihre Mithilfe zugesagt. Schute sie sich doch, ihren geliebten Emil ganz zu besitzen, und sein Vorschlag, mit ihm nach Amerika zu fliehen, machte sie glücklich. — Aber dazu benötigte man Geld, viel Geld! — Und seine Stiefschwester, als welche er die Fanny der Alten vorgestellt, wollte Emil auch mitnehmen; er habe seiner verstorbenen Mutter auf dem Todtenbette versprochen müssen, die Kleine nie zu verlassen.

Ein guter Kerl, ihr Geemil! — Ein treues Gemüth, und so zärtlich, so fein im Vergleich zu ihrem mürrischen Alten.

Mein Vater und ich gedachten mit auszuwandern, denn drüben ließ sich noch was machen; und so bald es mehrere Personen waren, that man sich leichter, konnte Komplizirteres unternehmen; drüben durfte man noch was riskiren, da wurde Einem nicht so höllisch auf die Finger gesehen.

Wer weiß! — Mancher war in kurzer Zeit reich geworden. —

Aber Pläne schmieden ist leichter, als sie ausführen. Die Sache hatte bei genauerer Ueberlegung ihre gewaltigen Gefahren. Sie hatten viel hin und her gesonnen, der Emil und mein Vater; sich ordentlich die Köpfe zerbrochen, Alles überlegt. Es war bei Gott eine verdammt schwierige Geschichte!

In Abwesenheit des Hausherrn die Arbeit auszuführen, wäre z. B. sehr ungeschickt gewesen, da der Verdacht auf seine Frau hätte fallen müssen, sofort auf die — das war abzusehen.

Ueberdies verließ der Alte in den paar Tagen, wo die Zinsgelder im Hause lagen, selten den Laden, aus Furcht vor Dieben. Selten sogar verließ er seinen Posten hinter dem Ladentisch. Vesterer besaß sich gerade vor dem Eingang zum Hinterzimmer, und der Stuhl stand sozusagen auf der Schwelle. War einer der Schnapsbündel leer, so trug ihn der Alte ins Nebengemach und holte von dort neuen Vorrath. Wie oft dies geschah, war natürlich nie vorher zu bestimmen.

Das am meisten Unangenehme, Störende bestand jedoch darin, daß er, von krankhafter Angst und Ruhelosigkeit getrieben, ab und zu nach hinten lief, nur um sich immer wieder zu überzeugen, daß ihm kein Schatz nicht gestohlen.

Bei Nacht war schon garnichts zu wollen, denn da nahm er die Kassette mit hinauf ins Schlaf-

zimmer seiner im ersten Stock gelegenen Wohnung. Bei Tage getraute er sich nicht, das Geld oben aufzubewahren, da seine Zimmer nur durch verriegelte Thüren von anderwärts vermieteten Räumen getrennt waren.

„Und morden?“ — meinte mein Vater — „kann man doch auch nicht wegen ein paar lumpiger Tausend Mark; wär schon der Mühe werth!“ —

Es war zu ärgerlich! Nichts Anderes blieb übrig, als von hinten durch den kleinen, schmalen, glasüberdachten Gang, der stets abgeschlossen war, ins Gemach zu gelangen. Emil schlug vor, das Gitter zu durchsägen, aber meinem Vater war dies zu gefährlich erschienen. Auch hätte man kaum Zeit dazu gefunden; und dann das Geräusch! Nein, nein, das ging nicht; es mußte seiner gemacht werden; lieber die Sache ganz fallen lassen.

Schon waren sie daran, das Projekt aufzugeben, als mir, der ich bei allen Berathungen aufmerksam zugehört, der Gedanke kam, ob es nicht möglich wäre, durch die vor dem Fenster befindlichen Eisenstäbe zu schlüpfen. — Ich war ein für mein Alter merkwürdig zarter Knabe, mit auffallend kleinem Kopf, aber gewandt wie ein Affe. — Und wirklich, es war mir gelungen, durch das enge, feste Gitter zu schlüpfen, durch das ein Erwachsener, wenn auch noch so schwächlich von Körperbau, sich nie hätte hindurchzwängen können. — Das war ja herrlich! Mein Vater und Emil jubelten. Mich selbst durchdrang ein Gefühl des Stolzes. Nun war ich einmal die Hauptperson; ich allein vermochte die Angelegenheit zu erledigen.

Alles war famos ausgedacht, gut vorbereitet; trotzdem blieb es ein kühnes Wagniß — ein Zufall — und! — „Der Junge hat Glück,“ beruhigte sich mein Vater — „Wer nicht wagt, gewinnt nicht — 's wird schon klappen!“ — Das Beste an der Art, wie wir uns die Kassette aneignen wollten, war, daß auf keinen der Betheiligten so leicht ein Verdacht fallen konnte.

Während ich hinten einstieg, um das Geld zu holen, durfte die Hausfrau mit keinem Schritt den Laden verlassen; mein Vater und Emil hatten ebenfalls dort anwesend zu sein; darin lag nichts Auffallendes, da sie öfters Abends einige Schnäpfe oder ein Glas Grog zu sich nahmen. Harmlos wollten sie mit den übrigen Gästen und dem Wirth plaudern — und wurden dadurch in den Stand gesetzt, später ihr Alibi nachzuweisen, wenn je! — Man konnte nie vorsichtig genug sein.

Endlich war man im Reinen; bis aufs Kleinste war Alles angeordnet. Die Hausfrau mußte den Riegel des oberen Fensterflügels öffnen, über den das zerfetzte Rouleaustück hing, und ihn später wieder unbemerkt schließen — ich selbst den Augenblick abpassen, in dem der Alte eben im Hinterzimmer gewesen, was jedenfalls eine gewisse Garantie abgab, einige Zeit vor Störung sicher zu sein. — Die kleine Nische unter der Treppe bot ein sicheres Versteck für den Henkelkorb, in dem die Kassette aus dem Hause befördert werden sollte. Fanny würde in der Nebenstraße auf mich warten, mir den Korb abnehmen und in Sicherheit bringen; ich rasch zurückrennen, in den Laden treten, um womöglich noch vorher anwesend zu sein, ehe man den Diebstahl entdeckt.

O, es war fein und klug erfunden, es konnte nicht fehlen!

Nur Glück gehörte dazu, viel Glück.

Mein Vater legte eine große Entschlossenheit an den Tag — immer und immer wiederholte er, wie um sich selbst zu beruhigen: „Es läuft Alles gut ab, nur kaltes Blut haben, kaltes Blut; der Junge hat Glück!“

Die beiden Nächte vor dem großen Tage, dem Tage der That, der Ausführung, beängstigten mich schwere Träume.

Bald blieb ich im Gitter stecken, während der Alte herein kam; oder schon die Kassette in den Händen haltend, fühlte ich seine Finger meinen Hals umkrallen — und vor Entsetzen erwachte ich.

Bei Tage fürchtete ich mich selten; da war ich meist voll Selbstgefühl; denn Emil und mein Vater behandelten mich wie einen Krieger, der in die

Schlacht zieht, und auch die Frau machte mir ein freundliches Gesicht, ja sie schenkte mir sogar Geld, das kniderige Luder. — Ja, ich war eine wichtige Person, gewiß! Alle lobten mich im Voraus, da verfloren leichte Anwandlungen von Schwäche wie Spreu im Winde.

„Träume sind Schäume!“ und ich hatte ja Glück, mein Vater behauptete es, drum mußte es wahr sein. — Jawohl!

Der ereignisvolle Tag war angebrochen. Ungefähr viertausend Mark ruhten in der kleinen Eisenkassette. Dies wußten wir von der Frau.

Wie dumpfer Druck lag es über uns Allen. Gesprochen wurde nicht viel; eine Stunde stoh nach der anderen. Wir fühlten etwas Seltsames. — Nein, darüber konnte man nicht reden — nein, darüber durfte man absolut nicht reden, dies fühlten wir, drum schwiegen wir.

So verging der Tag; langsam, langsam. Die Weinflasche war nicht vom Tische gekommen.

Bei Beginn der Dunkelheit gingen die Beiden hinunter, der Emil und mein Vater. Sie saßen schon an dem kleinen, runden Tische in der Ecke, neben dem Fenster, bei einigen Bekannten und spielten Karten, als ich leise über die Straße huschte und, mich in den Schatten der gegenüberliegenden Häuser stellend, meine Blicke hinüber richtete. Unausgesetzt auf denselben Punkt, auf das nur halb verhüllte Fenster.

Ein Zeichen hatten wir ausgemacht, wurde mir dies von meinem Vater gegeben, ließ es stugs an die Arbeit gehen — kein Zögern, kein Zeitverlust.

Das Gelingen hing vielleicht von einer Kleinigkeit ab; ob mir der Moment günstig, wer konnte es wissen! — Ich mußte mich eben auf den Scharfsinn meines Vaters verlassen, wenn der es an der Zeit hielt, dann drauf los! — Zehn Minuten und die Sache war erledigt. — Ich brannte vor Begierde, die That auszuführen. (Fortsetzung folgt.)

## Flüssiger Sauerstoff.

Von S. Vogel.

Als Zimmermann seinen Münchhausen die verwegene Idee aussprechen ließ, eine Aktiengesellschaft zur Fabrikation von Backsteinen aus Luft zu gründen, hat er nicht geahnt, daß etwas Aehnliches sich noch im 19. Jahrhundert verwirklichen wird. Allerdings zu Backsteinen kann man die atmosphärische Luft nicht verdichten, aber zu einer klaren, hellblauen Flüssigkeit, die sich literweise „frisch vom Faß“ abziehen läßt.

Man kennt wohl seit jeher einige Körper, die aus dem festen in den flüssigen und in den gasförmigen Aggregatzustand übergehen können und umgekehrt. Schon das Wasser ist ein solcher Körper. Aber wie man sich früher von den meisten festen Körpern nicht denken konnte, daß sie in den flüssigen und gasförmigen Zustand übergehen könnten, so nahm man auch von den meisten Gasen an, daß sie nicht in andere Aggregatzustände übergeführt werden könnten, daß sie incorporel seien. Viele organische Körper, wie Holz und Stärke, können ja auch erst, nachdem sie durch die Hitze zerlegt sind, in den gasförmigen Zustand übergehen, und erst die Konstruktion des elektrischen Ofens hat es ermöglicht, daß man nicht nur Eisen, sondern auch Gold, Platin und Kohle verdampfen kann, wozu allerdings eine Temperatur von mehr als 2500° C. nöthig ist. Die Wärme ist die Macht, durch die der Aggregatzustand geändert werden kann. Sie verursacht eine Aenderung in der Bewegung der Moleküle. Die Moleküle, die kleinsten Theilchen, die für sich bestehen können, sind nicht untheilbar, sie bestehen aus den Atomen, und die Art und Weise, wie die Atome zu Molekülen gruppiert sind, bedingt deren Eigenschaften. Verbinden sich zwei Atome Sauerstoff zu einem Molekül, so entsteht der gewöhnliche Sauerstoff der atmosphärischen Luft; vereinen sich drei Atome Sauerstoff zu einem Molekül, so bilden

sie das Ozon, das von dem gewöhnlichen Sauerstoff sehr abweichende Eigenschaften besitzt und Sauerstoff in chemisch verdichteter Form darstellt. Je nach der Gruppierung der Kohlenstoffatome zum Molekül, stellt sich dieser als gewöhnliche Kohle, oder als Graphit, oder als Diamant dar. Der Bau des Moleküls bestimmt also ebenso wie die Art der Atome, die Eigenschaften des Stoffes. Von der Art der Bewegung dieser Atome im Molekül ist der Aggregatzustand eines Körpers abhängig. Diese Bewegung ist am schwächsten in den festen und am lebhaftesten in den gasförmigen Körpern. Bei der Bildung der festen und flüssigen Körper kommt zu der chemischen Verbindung der Atome zu Molekülen noch die festere oder lockerere Bindung der einzelnen Moleküle untereinander, der Cohäsion. Aber die Wärme überwindet, wenn sie eine gewisse Kraft erreicht hat, die Wirkung der Cohäsion, die festen Körper schmelzen und die flüssigen verdampfen, und die von der Cohäsion befreiten Gas- und Flüssigkeitsmoleküle und Atome sind dann bestrebt, sich möglichst voneinander zu entfernen. Daß sie sich trotzdem nicht in den leeren Weltraum stürzen, wird durch die Anziehungskraft der Erde bewirkt. Bei einer gewissen Steigerung der Wärme wird auch die Verbindung der Atome zu Molekülen aufgehoben. Wasserdampf, durch weiskühnende Röhren geleitet, zerfällt in seine Bestandtheile: Wasserstoff und Sauerstoff.

Die molekulare Bewegung oder Energie wird also durch Wärme bedingt. Wo die molekulare Bewegung ganz aufhört, muß also ein Rätepunkt erreicht sein, der als untere Grenze der Temperatur nicht weiter erniedrigt werden kann. Man hat denselben durch Rechnung auf  $-273^{\circ}\text{C}$ . festgestellt und absoluten Nullpunkt genannt. Ob man denselben je wirklich erreichen wird, ist ungewiß; ziemlich nahe ist man ihm indes schon gekommen. Die Krakauer Chemiker Brodlewski und Olszewski haben bei ihren Versuchen, Argon und Helium zu verdichten, die Temperatur bis auf  $-256^{\circ}\text{C}$ . erniedrigen können.

Die Wärme, die erfordert wird, um ein Pfund Eis zu schmelzen, würde, mechanisch angewendet, ausreichen, um es ungefähr 35 Kilometer hoch zu heben. Zur Verdampfung dieses Wassers ist noch eine siebenmal größere Wärmemenge nöthig. Die so zur Sprengung der Cohäsion verbrauchte Wärme bleibt im Körper gebunden und wird als latent bezeichnet. Sie wird bei Verflüssigung des Dampfes und beim Gefrieren des Wassers wieder frei.

Die Wärme ist also die Herrin über den Aggregatzustand, aber bis zu einem gewissen Grade wird ihre Wirkung durch die Cohäsion aufgehoben. Unterstützt kann die Cohäsionskraft durch mechanischen Druck werden. Während im luftleeren Raume Wasser schon bald über  $0^{\circ}\text{N}$ . siedet, kann durch erhöhten Druck der Siedepunkt des Wassers bis auf  $412^{\circ}\text{C}$ . getrieben werden. Mit Hilfe des mechanischen Druckes kann man also eine Gasart schon bei einer höheren Temperatur als ihrem gewöhnlichen Siedepunkte zu Flüssigkeit verdichten. Aber es giebt, wie Andrews\* gezeigt hat, eine Grenze der Temperatur, über die hinaus auch der allerstärkste Druck nicht im Stande ist, das Gas in den tropfbar flüssigen Zustand überzuführen. Kohlenäure kann bei einer Temperatur über  $+31^{\circ}\text{C}$ . bei keinem noch so starken Druck verflüssigt werden. Diese Temperaturgrenze nennt man die kritische Temperatur für das betreffende Gas, und den Druck, der bei dieser Temperatur zur Verflüssigung nöthig ist, seinen kritischen Druck. Kritische Temperatur (T) und kritischer Druck (P) sind für die einzelnen Körper sehr verschieden. So ist für

	T	P
Kohlenäure	+ 31°	77 Atmosph.
Aethylen	+ 10°	51 "
Stickoxyd	- 93°	71 "
Grubengas	- 82°	55 "
Sauerstoff	- 118°	50 "
Kohlenoxyd	- 141°	35 "
Stickstoff	- 146°	35 "
Wasserstoff	- 240°	?

Unter einem Druck von 77 Atmosphären kann man also Kohlenäure noch bei  $+31^{\circ}\text{C}$ . in flüssigen

Zustand überführen; bei gewöhnlichem Luftdruck muß dieselbe aber auf  $-80^{\circ}\text{C}$ . abgekühlt werden, um tropfbar flüssig zu werden. Sauerstoff muß auch unter einem Druck von 50 Atmosphären noch auf  $-118^{\circ}\text{C}$ . abgekühlt werden, um in den tropfbar flüssigen Zustand überzugehen. Bei gewöhnlichem Luftdruck ist sogar dazu eine Abkühlung auf  $-182^{\circ}\text{C}$ . notwendig.

Zur Erzielung so niedriger Temperaturen hat man sehr umständliche Wege einschlagen müssen. Flüssige Kohlenäure erhält man ja auch ohne große Abkühlung unter genügendem Druck, und beim Verdunsten flüssiger geht ein Theil derselben in schneeartige, feste Kohlenäure über. Läßt man diese feste Kohlenäure, mit Aether vermischt, verdunsten, so sinkt die Temperatur auf  $-110^{\circ}\text{C}$ . Bei dieser Temperatur kann man Stickoxyd unter entsprechendem Druck verflüssigen. Läßt man dieses dann in luftverdünntem Raume verdunsten, so erreicht man eine Temperaturerniedrigung, bei der man Sauerstoff und Stickstoff verflüssigen kann, und durch Verdampfen des letzteren in geeigneten Apparaten gelang es Olszewski, auch Wasserstoff zu einer farblosen Flüssigkeit zu verdichten.

Professor Lude in München hat einen anderen Weg gefunden, um Sauerstoff und Stickstoff zu verdichten. Er setzt die Luft zunächst einer bedeutenden Compression (Zusammenpressung) aus, läßt das komprimirte Gasgemenge dann plötzlich in einen luftverdünnten Raum treten, wodurch seine Temperatur wesentlich fällt, komprimirt es dann in seinem sehr feinnreich konstruirten Apparate von Neuem, läßt es wieder in luftverdünnten Raum und fährt mit dieser Arbeit so lange fort, bis die zur Verflüssigung erforderliche niedrige Temperatur erreicht ist. Es gelingt ihm so, die Luft teilweise als klare, bläuliche Flüssigkeit zu erhalten, die allerdings sauerstoffreicher als die atmosphärische Luft ist, weil Sauerstoff sich schneller verflüssigt als Stickstoff und dieser wieder schneller verdunstet. Man kann auf diese Weise ziemlich wenig Stickstoff enthaltenden flüssigen Sauerstoff erhalten. Diese für die Wissenschaft hoch bedeutsame Errungenschaft fand auch bald praktische Verwendung.

Die Luftschiffer konnten früher über eine gewisse Höhe nicht steigen, wenn auch die Ballons sie höher getragen hätten, weil die dünne Luft in den höheren Schichten nicht mehr so viel Sauerstoff bietet, wie der menschliche Organismus zum Athmen und zum Leben braucht. Indem man Sauerstoff in Stahlflaschen komprimiren konnte, 1000 oder 500 Liter Sauerstoff in einer Flasche, konnte man sich so viel Sauerstoff mit in die höheren Luftschichten nehmen, um auch dort davon genügend zum Athmen zu haben. Man füllte den Sauerstoff nach Bedarf in Gummiballons ab, die mit einem Mundstück versehen sind, und mit deren Hilfe man wissenschaftliche Beobachtungen in Höhen anstellen konnte, in denen sonst kein lebendes Wesen existiren könnte.

Aber nicht nur in den höchsten Luftschichten fand sich Verwendung für den komprimirten Sauerstoff, auch in den Tiefen der Erde diente er bald dem gleichen Zwecke. Die Verdrängung der atmosphärischen Luft, speziell des Sauerstoffes, durch giftige Gase und infolgedessen stattfindende Explosionen sind in Kohlenbergwerken leider oft die Ursache von außerordentlich schweren Unfällen, und während der technischen Betrieb der Bergwerke eine außerordentliche Vervollkommnung erreicht hat, bleibt die Veseitigung schlechter und die Beschaffung guter Athemluft, trotz vieler zu diesem Zweck konstruirter Apparate, die schwächste Seite der Bergindustrie. Das Vordringen nach den Explosionsherden oder den mit Schwaden angefüllten Verttern und das Retten der Verunglückten ist den Rettungsmannschaften deshalb oft unmöglich. Als nun die Technik dahin gelangte, Sauerstoff in komprimirtem Zustande in handlichen Stahlflaschen zu dem verhältnißmäßig niedrigen Preise von zirka 1 Pfg. pro Liter liefern zu können, entschlossen sich einige Bergwerksverwaltungen, Apparate mit solchem komprimirten Sauerstoff für vorkommende Unfälle vorrätig zu halten, um mit denselben dann die Rettung von Menschenleben zu ermöglichen. Zuerst geschah dies meines Wissens auf den Besitzungen des

Erzherzogs Friedrich in Oesterreichisch-Schlesien, wo auf allen Betriebsstellen Stahlflaschen mit komprimirtem Sauerstoff vorrätig gehalten werden und schon mehrfach zur Verwendung gekommen sind. Auch auf der Gabrielenzeche, dem Hoheneggerschacht und dem Franziskaschacht in Karwin, auf der fiskalischen Grube „König“ in Neumkirchen, auf Zeche Schaurock in Serne und in den fiskalischen Gruben in Königshütte hat man dieselben probirt und auch im Ernstfall angewendet. Bei den Rettungsarbeiten wendet man statt der großen Stahlflaschen tragbare Apparate mit komprimirtem Sauerstoff an, wie sie von Schwann und neuerdings von Walcher & Gärtner konstruirt worden sind. Der Waldersche „Pneumatophor“ besteht aus einem luftdichten Athmungsbeutel von 0,25 qm Größe, in dem sich eine kleine Stahlflasche befindet, die bei 100 Atmosphären Druck 60 Liter Sauerstoff enthält, und eine Glasflasche in einer Blechhülle, die mit 400 ccm Natronlauge gefüllt ist, und ein großmaschiges Barchentnetz, das beim Gebrauch des Apparates die ausgefloffene Natronlauge auffängt und eine große Absorbionsoberfläche für die ausgeathmete Kohlenäure darbietet. Die Stahlflasche und die Natronlaugeflasche können von außerhalb des Athmungsbeckens in Thätigkeit gesetzt werden. Das Ein- und Ausathmen geschieht mit einem ventillosen kurzen Athmungsrohr, wobei die Nase zugeklemmt wird. Bei vorhandenem Rauch erhalten die Augen noch Schutzbrillen. Der zirka  $3\frac{1}{2}$  kg schwere Athmungsbeutel wird vorn auf der Brust getragen und läßt die Arme frei. Zur Beleuchtung verwendet man kleine elektrische Handlaternen, wenn es nicht rathsam ist, als Zündkator für Schlagwetter und Kohlenäure Sicherheitslampen zu benutzen. Diese Apparate haben vor den v. Bremerschen Taucherapparaten und den Müllerschen Rauchhauben, die die Berliner Feuerwehr bei Kellerbränden benutzt, und denen mittelst eines Schlauches Athemluft von außen zugepumpt werden muß, den wesentlichen Vorzug, daß man mit ihnen auf jede Entfernung vordringen kann, von der Thätigkeit der Pumpmannschaft und dem Zustande des Schlauches unabhängig ist und sie viel schneller in Thätigkeit setzen kann. Die Handhabung des Pneumatophors ist sehr einfach, besonders wenn die Rettungsmannschaften sich damit schon geübt haben, was daher sehr zweckmäßig ist. Man hängt den Beutel um, zertrümmert durch Eindrehen einer Schraube die Natronlaugeflasche, die dann das Barchentnetz befeuchtet, nimmt das Mundstück aus Hartgummi in den Mund, läßt Sauerstoff nur bis zur mäßigen Spannung des Beckens ausströmen und setzt die Nasenklemme und event. die Schutzbrille auf. Wie lange der Apparat reicht, hängt davon ab, eine wie starke Ausströmung des Sauerstoffes notwendig war, und dies von der größeren oder geringeren Anstrengung bei der Rettungsarbeit. Er reicht wenigstens eine halbe Stunde, bei geringer Anstrengung aber bis  $1\frac{1}{2}$  Stunden. Da man bei der Rettungsarbeit die Zeit nicht genau abschätzen kann, ist es zur Sicherung des Arbeiters zweckmäßig, demselben einen zweiten Apparat auf dem Rücken mitzugeben. Sobald er dann merkt, daß der erste Apparat erschöpft ist, öffnet er den zweiten und weiß, daß es dann Zeit ist, den Rückweg anzutreten. Auf dem Franziskaschacht in Karwin verweilte ein Streiter mit einem Pneumatophor ohne Schaden eine Stunde in einem abgedämmten Brandfelde, dessen Wetteranalyse 5,1 Prozent Kohlenäure, 65 Prozent Methan, 24,1 Prozent Stickstoff und 5,1 Prozent Sauerstoff ergab, in dem also ein Mensch nicht fünf Minuten hätte leben können. Außer den von ihnen selbst benutzten Athmungsbeuteln werden die Rettungsmannschaften, von denen immer mindestens zwei bis drei zusammen vorgehen sollten, noch solche für ausgefundene bewußtlose Verunglückte mitnehmen müssen, denen sie die Athmungsrohre, ehe sie sich mit ihnen auf den Weg an die Oberfläche machen, in die Nase klemmen, da sie im Munde von den Bewußtlosen leicht zerliffen werden können. — Es kann auch bei einer Oru katastrophe nöthig sein, Abperrungen zu machen, Wellertüren zu schließen, vielleicht auch Separatventilationen (Lüften oder Scheiden) einzurichten. Auch zur Vornahme solcher Arbeiten genügt

\* Spr.: Kammruß.

die Athmungsbaner der Pneumatophore, besonders wenn die Arbeiter mit mehreren Apparaten ausgerüstet sind oder sich ablösen.

Nicht nur bei unterirdischen Unfällen, sondern auch bei oberirdischen, bei denen Erstickungsgefahr oder Vergiftung durch giftige Gase droht, benutzt man sehr zweckmäßig komprimirten Sauerstoff. Im März 1896 schlugen beim Gichten eines Hochofens in Oesterreichisch-Schlesien die Gase zurück und bestäubten und verbrannten den Gichter derart, daß er bewußtlos ins Krankenzimmer geschafft wurde. Bevor ärztliche Hilfe zur Hand war, führte der herbeigerufene Werkchef dem Verunglückten reinen Sauerstoff durch die Nase in die Lunge und bewirkte damit nicht nur, daß derselbe sofort aus der Bewußtlosigkeit erwachte, sondern sich bald so erholte, daß er nach Anlegung eines Verbandes an den verbrannten Stellen zu Fuß nach Hause gehen konnte. Im Dezember 1896 hatten in einem anderen Werke vier Arbeiter einen Kessel im Innern mit Anticorrosivum auszusmieren. Durch entstandene Dämpfe verloren sie die Besinnung, ohne zuvor noch ein Zeichen nach außen zu zeigen. Durch die Ruhe im Kessel aufmerksam geworden, drang der Oberkesselwärter in denselben, um nachzusehen, lehrte aber nicht zurück; gleiches Schicksal traf einen anderen Arbeiter, so daß sechs Mann bewußtlos im Kessel lagen. Zwei Stunden vergingen, bis der herbeigerufene Betriebsingenieur zwei Sauerstoffflaschen mit je 1000 Liter Inhalt in den Kessel entleeren ließ. Sofort hörte man das röchelnde Athmen der Verunglückten, und bald darauf krochen vier derselben aus dem Kessel. Die letzten zwei lagen eingeklemmt zwischen Kesselwand und Heizrohr. Um auch ihnen Sauerstoff zu bringen, wurde ein Schlauch bis in ihre unmittelbare Nähe eingeschoben und noch eine Flasche mit 1000 Liter Sauerstoff entleert; bald krochen auch diese Zwei aus dem Kessel. Trotz des fast vierstündigen Aufenthaltes in der giftigen Luft erholten sie sich nach einigen Tagen und alle Sechs konnten bald ihrem Berufe wieder nachgehen. — Bei der Wiener Feuerwehr ist der Apparat zu einem Geräthstück geworden, das zu jedem Brande mitgenommen wird und schon vortreffliche Dienste bei Keller- und Stubenbränden gethan hat. Man konnte mit demselben zum Feuerherde gelangen, was mit der Müllerschen Rauchhaube des dichten Qualmes wegen nicht möglich gewesen war. Auch bei deutschen Feuerwehren haben solche Apparate schon sehr gute Verwendung gefunden. Man denke nur an das letzte Brandunglück in der Schering'schen Fabrik in Berlin.

## Auf der Walze.

Von den Papieren eines Nechtbruders. Von F. Niebeck.  
(Fortsetzung.)

Der Kunde indes schien endlich an meine Ehrlichkeit zu glauben; er bestellte einen Schnaps für mich, unterließ aber nicht, mich zu ermahnen, ihn auch die fünf „Poscher“ zurückzuerstatten, die der Schnaps kostete. Ein Stückchen Brot wäre mir zehntausend Mal lieber gewesen. Den Schnaps trank die schmutzige Diele. —

Durch den Qualm der Lampe war die Luft zum Ersticken dick geworden, und da ich mich vor Müdigkeit und Erschöpfung des Schlafes kaum erwehren konnte, jubelte ich im Stillen, als der Pennebos den Vorschlag zum Schlafengehen machte. Er führte uns in eine Kammer, in der mehrere Betten standen, forschte in unseren Hemden nach „Vienen“, blieb mit dem Licht in der Hand an der Thür stehen, bis wir zu Bett lagen, und zog sich dann, uns knurrend eine gute Nacht wünschend, zurück.

„Morgen früh will ich meinen Zwirn haben!“ rief mir mein Netter zu, als wir in den Federn lagen. „Wie oft soll ich denn sagen, daß Dus kriegt!“ gab ich, der ewigen Mahnerei überdrüssig, ärgerlich zur Antwort.

„Aber bis früh um Neune! Ich verlaß mich darauf!“

„Meinetwegen um Neune.“

„Aber bestimmt!“

Ich fühlte Neigung, ihn zu erdroffeln. Doch das ging nicht an, ich mußte ihm ja dankbar sein.

Nach solchen Schrecknissen, Kämpfen und Kämpfen, wie ich sie am Abend durchlebt hatte, nach Sturm und Frost und Regen und mit sterbensmatten Gliedern in einem weichen Federbett zu liegen, das ist ein Genuß, wie ihn kein Millionär mit all seinen Millionen zu erkaufen vermag, und diesen Genuß verdarb mir derselbe Mensch, dem ich ihn zu verdanken hatte. Gräßlich! Daß ich ihn ins Land der Gottentoten verwünschte — wer kann es mir übel nehmen?

„Hörst Du nicht? Es muß bestimmt sein!“

„Ja, ja, ganz bestimmt! Aber quäle mich doch nicht so schrecklich!“

„Du willst wohl Siebe haben?“ fragte er drohend.

„Wenn Du mir noch einmal so dumm kommst, stech ich auf und stopf Dir das Maul. Mir kommste nicht!“

„Ich komme Dir nicht,“ erwiderte ich mit erzwungener Ruhe, „aber ich bin ein Mann von Wort, und da kränkt es mich, wenn Du immer nur das Eine sagst.“

„Ich sage nichts weiter, als daß ich bis Neun mein Geld haben muß!“ rief er grob.

Bewahre der Himmel einen Jeden vor solchen Kapitalisten!

Ihm das Geld bis zur bestimmten Stunde zu verschaffen, war meine feste Absicht; doch bei dem Gedanken, daß ich am anderen Morgen in aller Frühe meine Schuld von fünfundsiebzig Pfennigen zusammenbalsen müßte, überkam mich ein Gruseln und Grausen. Das war ja garnicht möglich! Vor neun Uhr kann man in einer Stadt garnicht dalsen; da schlafen ja die reichen Leute noch! Und doch — und doch, es muß möglich sein! . . . ich muß mein Wort erfüllen! . . . Jetzt aber will ich das Bett genießen . . . Wie mollig es ist, wie warm! Mag der Tag bringen, was er will! Es muß eben ertragen und erduldet werden. . . .

Schon weilt mein Geist an der Grenze von Lebensdämmerung und Traumland — schon gleitet er sacht hinüber in die bunten Wundergefilde des Unbewußten, als er plötzlich wie durch einen Zauber Schlag zurückfliegt in die traurige Wirklichkeit. Eine Hand tastet über mein Gesicht, legt sich an meinen Hals . . . mich durchzuckt der Gedanke an Ueberfall, an Mord, an den unheimlichen Pennebos, an die Drohung des Kunden . . . ich schnellte empor, schlage mit den Fäusten gegen den unbekanntem Feind — gegen den Mörder, und er prallt zurück . . .

„Sakrament, Du bist wohl verrückt? Bezahl mir jetzt den Tabak!“

Das ist die Stimme des Kunden, meines Wohlthäters.

„Was machst Du denn an meinem Bette?“

„Siebe solltest Du kriegen!“ erwiderte er. „Ich will Dich einmal schnupfen lassen, da schlägst Du mir den ganzen Tabak aus der Hand.“

„Nimm's nicht übel! Ich wußte nicht, daß Dus bist.“

Brummend vor Aerger tappte er seinem Bette zu. „Nicht werth biste . . . nicht werth . . . garnicht werth . . .“ hörte ich ihn sagen; dann rief er „Hoppla!“ und unmittelbar darauf erfolgte ein Geräusch, das mich auf die Vermuthung brachte, er sei auf die Diele gefallen. Meine Besorgniß, daß er sich heftig geschlagen habe, schwand dahin, als ich die Worte vernahm: „Garnicht werth . . . garnicht werth . . .“

\* \* \*

„Zeit, Zeit! Hier muß aufgeräumt werden!“

Ich steckte den Kopf aus den Federn. Lichter Tag. In der Thür stand der Pennebos und überschaute das Zimmer. Wie wird er enden, dieser Tag? O, daß die Nacht so schnell vergangen war! . . .

„Was ist denn das? Schoß-Krautonnen-Bataillon, was ist denn das für eine Sauererei?“

Und im Anschluß an diese gewichtige Frage entsprang seinem Kunde eine Sturmfluth wüster Schimpfreden. Die schauerlichsten Flüche und Verwünschungen überpurzelten einander, und die gesammte Zoologie, soweit er irgendwelche Kenntnisse davon besaß, mußte herhalten, ihm Stoff zu bieten zu Titulationen für meinen Genossen, mit dem er am Abend noch die besten

Beziehungen unterhalten hatte. Er stand jetzt am Lager des in Ungnade gefallenen Kunden, ergriff die Zudecke, schlenderte sie auf mein Bett und ließ das Kopfkrissen nachfolgen; und als ich mich aus der Finsterniß, in die ich durch das zugeflogene Bettzeug begraben worden war, zum Lichte durchgerungen hatte, flog mein theurer, noch vom Schlafe befangener Helfer auf Veranlassung des rasend gewordenen Pennebos auf den Fußboden.

Die Ursache der Raserei war mir bald klar geworden. Empört über die Zufuhr des widerlichen Zusatzgiftes hatte der Magen des jungen Wandersmannes rebellirt und sich während der Nacht auf unnatürlichem Wege entleert, und dadurch waren das Bett und der Fußboden verunreinigt worden. Der Pennebos verlangte von dem gemahregelten Kunden, der sich von seinem Sturze langsam aufgegrafft hatte, fünf Bleier\* Waschgeld und befahl ihm außerdem, die Diele zu reinigen.

„Da muß ich einen Lappen haben,“ sagte der Kunde, der bei der ganzen Katastrophe eine merkwürdige Ruhe bezeugte.

„Wischen Sie 's mit Ihrem Hemde auf; ich habe für Sie keine Lappen, Sie Schweinhund!“ schrie der Pennebos und rannte hinaus.

Ich war aufgestanden und kleidete mich rasch an. Der Kunde wandte sich zu mir und sah mich vorwurfsvoll an. Sein Gesicht hatte über Nacht eine zarte Blässe angenommen.

„Meinen Zwirn muß ich haben!“ stieß er drohend hervor.

„Ich will gleich losziehen!“ erklärte ich kurz, und mir ward dabei wieder himmelangst.

„Aber bald! Ich habe nur noch zwei Bleier.“

„Du willst doch nicht etwa dem Kerl die fünf Bleier bezahlen?“

„Was geht Dich das an!“

„Es geht mich nichts an, aber er ist doch selber schuld daran. Wenn er solchen elenden Schnaps verkauft . . .“

Der Kunde starrte mich mit leeren Fingern rathlos an. Die Augen schienen sich während der Nacht ganz verändert zu haben.

„Wer solchen Schnaps trinkt, der muß sich übergeben,“ sprach ich weiter. „Mir ist schon beim ersten Glase ganz schlecht geworden.“

Immer noch ruhte der ausdruckslose Blick fragend auf mir.

„Han'n wir ihn einfach durch; wir sind ja Zwei!“ rief ich, ohne es mit diesem Vorschlage besonders ernst zu meinen.

Ueber das Gesicht des Kunden aber ging ein verständnißvolles Zucken. Er nickte und beschäftigte sich weiter mit seiner Toilette. Mit stinken, ungestimmten Bewegungen zog er ein Kleidungsstück nach dem anderen an, und als er nahezu fertig war, brachte er ein blankes Dolchmesser zum Vorschein, stieß damit ein paar Mal in die Luft und sagte: „Das kriegt er in den Leib, wenn er mich anrührt!“

Ich bekam allen Respekt vor diesem Kollegen. Wir gingen in die Herberg'stude und ich ersuchte den Pennebos, der uns finster und aufgereggt entgegentrat, um meine Papiere, die ich am Abend hatte abgeben müssen.

„Is drin schon sauber?“ fuhr er den Kunden an. „Keinen Schritt über die Schwelle, bis nicht Alles in Ordnung ist! Fünf Bleier Waschgeld!“

„Etwas niesen werde ich Ihnen!“ rief muthig mein Kamerad. „Die Papiere wollen wir haben!“

„Keinen Schritt über die Schwelle!“ wiederholte brüllend der Pennebos und machte eine Schwenkung nach der Ausgangsthür.

Da bligte der Dolch in der Hand des Kunden.

„Die Papiere, oder mir ist Alles egal!“

Ermuthigt durch diese Energie schrie ich dem Pennebos zu: „Schaffen Sie richtigen Schnaps an für die Kunden, dann wird so was nicht passiren! Wir sind auch Menschen!“

Er wich vor dem Dolche hinter den Schantisch, ergriff dort einen Stuhl und unternahm damit einen Vorstoß gegen uns. Der Kunde, den Dolch gezielt haltend, duckte sich zur Abwehr und zugleich zum

\* Bleier = zehn Pfennig.



Auf Glaubzügen. Nach d. m. Gemälde von Wilhelm Kuhnert.

Sprünge auf den Feind, während ich in der Reservestellung mit dem Stock zum Hiebe anholte. Doch der Zusammenprall erfolgte nicht; er ward vereitelt durch eine Frau, die mit Angstgeschrei in das Zimmer gestürzt kam, an uns vorbeirannte und sich fest an den Arm des Pennebos klammerte. Sie war bereits über den Grund des Krieges unterrichtet, denn sie beschwor ihren Mann, sein Leben zu schonen, und erklärte sich bereit, die Säuberung selbst vorzunehmen. Traten auch die Waffen nicht in Thätigkeit, so wahrte doch der Kriegslärm weiter, und namentlich der Pennebos weiter, fluchte, drohte und tobte ohne Unterlaß. Von der Frau verlangte er, sie solle die Polizei holen; statt dessen riß sie am Schanftisch eine Schublade auf, nahm daraus unsere Papiere und schleuderte sie uns zu, sodas die Blätter umherflogen.

„Du bist wohl gar vom Bändel los?“ rief sie in freischendem Tone dem Pennebos zu. „Die Polizei von selber ins Haus holen. . . man weiß sich ohnedies keinen Rath vor ihr!“

Wir rafften rasch unsere Blätter zusammen und ergriffen die Flucht. Bis an die Thür kam uns der Feind, den Stuhl schwingend, wüthend nachgestürzt.

„Hol' Euch der Geier!“ schrie er uns nach.

### Dreißigstes Kapitel.

#### Der Galgenposamentirer.

Im Eilschritt jagten wir durch die kleine Stadt; kann daß ich mir unterwegs Zeit nahm, einen flüchtigen Blick auf das Haus des Bürgermeisters zu werfen.

„Ich hatt' ihn erstochen; ich mach' mir nichts draus!“ sagte mein Begleiter.

Herzlich gern glaubte ich ihm das und verschwieg ihm auch diesen Glauben nicht; er aber wollte jeden etwaigen Rest eines Zweifels vollständig aus meiner Seele ausmerzen, und so wiederholte er seine Worte immer lebhafter und eindringlicher. Er war ein so langweiliger Bruder, daß ich sicher kein Kilometer Weges mit ihm gegangen wäre, wenn mich nicht das drückende Band der Schuld an ihn gefesselt hätte. Und seelenfroh war ich, daß er mich schweigend von der schweren Verpflichtung entbanden hatte, den Schuldbetrag in dem schredlichen Stadtneße zusammen zu fecten. Auf den Dörfern getraute ich mir schon eher die Fectkunst auszuüben; da gab es keine „Fuße“, dem „Deckel“ konnte man aus dem Wege gehen, und die Leute waren nicht so vornehm; sie ließen nöthigenfalls ein Wort mit sich reden.

Länger als eine halbe Stunde rühmte mein Weggenos in prahlerischer Weise seine Kühnheit und Kaltblütigkeit. Wenn ihn Jemand ärger, so steche er ihn einfach nieder, ganz egal, ob er dafür geköpft werde. Ihm sei es gleich, ob er einen Hund oder einen Menschen erschlage; und immer wieder befeuerte er, daß er den Pennebos erstochen hätte, wenn die Frau nicht dazwischen gekommen wäre.

Wir näherten uns mittlerweile einem Dorfe, und ich fragte ihn, ob wir dort bei den Bauern um Frühstück anfragen wollten.

„Ich nehme jedes Raff und jede Winde mit,“ entgegnete er. „Bei mir geht es stramm; da wird nichts verschont. Im Dalfen ist mir Keener gleich.“

Nun hatte er neuen Stoff, das Lob seiner Tüchtigkeit zu verkündigen, und er unterhielt mich damit, bis wir das Raff erreicht hatten und gemeinschaftlich in das erste Haus traten.

„So früh am Morgen schon!“ sagte unwillig die Hausfrau. „Noch nichts verdient, und da soll man schon wieder in die Tasche greifen.“

„Wir haben noch nicht gekrüßt!“ sagte ich bittend.

„Wir schon lange!“ entgegnete sie und reichte uns einen Pfennig. —

Winnen kurzer Zeit war jedes Haus des schmucken Dorfes „abgeklopft“, und wir hatten nicht nur Frühstück bekommen, sondern auch gegen vierzig Pfennige Geld eingesammelt. Mein neuer Freund war wirklich ein ausgezeichnete Fecther. Ich sagte ihm dies und erwies ihm damit sichtlich eine Wohlthat; er

lächelte mich gnädig an, zog seine Birkenholzboje und bot mir eine Prise. Aus seinem Blick und aus jeder seiner Bewegungen sprach Dünkel und komische Erhabenheit. So mag ein prozenhafter, geistig beschränkter Potentat aussehen, wenn er huldvoll einen Orden verabreicht.

Seine Meisterschaft im Fecten war grundverschieden von der meines Fectmeisters. Dieser erzielte seine großen Erfolge dadurch, daß er den Widerstand der Kaffern durch betäubenden Wortschwall brach; mein neuer Held hingegen war ein Schweiger. Er stellte sich den Leuten einfach mit den drei Worten vor: „Ein fremder Reisender!“ und selten nur sprach er einen Ton mehr. Seine Kraft lag in der Art seines Auftretens; forsch und fest und ohne jedes Zeichen von Jaghaftigkeit trat er vor die Person hin, sah ihr fest ins Gesicht, und sein Spruch klang nicht wie eine Bitte, sondern wie ein Befehl. Dazu kam, daß er ein strammer Bursch war, der durch seine Erscheinung einen guten Eindruck machte, und daß in seinen dummfurchigen Gluthaugen etwas fleghaft Gebieterisches lag, das auf die Menschen eine bezwingende Macht ausübte. Hätte ich allein gefochten, Haus für Haus, so wäre der Wohlstand des Dorfes um keine zehn Pfennige verringert worden, denn ich hatte das Unglück, an den meisten Thüren abgewiesen zu werden. Bei dem neuen Kollegen jedoch war es umgekehrt; die Regel war, daß er empfing, und die Ausnahme, daß er abgewiesen wurde. Bemerkte sei noch, daß er die leidige Gewohnheit besaß, die Gehöfte, in denen er gefochten hatte, nicht auf dem vorgezeichneten Wege durch das Hofthor zu verlassen; wenn es irgend möglich war, rannte er durch den Garten in das Nachbargrundstück, und es kam ihm nicht darauf an, ein paar hohe Zänne zu überklettern. Gelang es ihm nicht, auf diesem ungewöhnlichen Wege ein anderes Gehöft zu erreichen, so sah er sich flink nach einigen Hindernissen um, über die hinweg er zurück nach der Straße gelangen konnte; über Dingerhäufen, Blumenbeete, Lastwagen, Zaunhecken, Moräste und Gräben setzte er mit turnerischer Gewandtheit hinweg. Ich fragte ihn, was das bedeuten solle, und er sagte: „Wenn ich dalse, dann gehts bei mir immer geradezu, wie im Kriege!“ Ich konnte jedoch trotz dieser Antwort für das halbsbrecherische Gebahren keinen vernünftigen Zweck einsehen, und so kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Ursache in seiner Grobthuerie zu finden sei. Wiederholt geschah es, daß hinter ihm drein wüthend gescholten wurde, und einmal schleuderte ihm ein Bauer, durch dessen Rübengarten er stampfte, einen Holzpfahl nach; das führte ihn jedoch nicht weiter. Manchmal gelangte er auf seinen ungebahnten Wegen thatächlich eher an's Ziel, als ich, und er hatte, wenn ich ankam, das Geschäft bereits allein besorgt; doch niemals machte er mir wegen des Zuspätkommens einen Vorwurf. Das bewog mich, öfter zu spät zu kommen, als es nöthig war.

„Du kannst wohl nicht ordentlich dalfen?“ fragte er, als wir uns auf freier Chaussee befanden.

„So gut wie Du nicht.“

„So gut wie ich kann überhaupt Keener!“

Wir kamen endlich dazu, uns miteinander bekannt zu machen. Nachdem ich ihm kurz über meine Persönlichkeit berichtet hatte, sagte er, daß er Eduard heiße und aus dem Pofenschen stamme; in Breslau habe er zuletzt „geschienigelt“.

„Was hast Du für eine Religion?“

„Galgenposamentirer,“ gab er zur Antwort.

„Was ist das? . . . Ich bin nämlich noch nicht lange auf der Walze, und da weiß ich Manches noch nicht.“

Er schleuderte mir einen mitleidigen Seitenblick zu und sagte, daß er Seiler sei.

Auch die nächsten beiden Raffs wurden nach dem Grundfay „Winde für Winde“ gebrandschagt; doch legte ich dabei leider eine recht schlechte Tüchtigkeitsprobe ab.

„Streck Dich hin und ruh Dich aus!“ sprach der Galgenposamentirer, als wir gegen Mittag ein kleines Nest erreicht hatten.

„Und Du . . .?“

„Ich dalse allein, das ist besser, als wenn Du

immer mitläuffst! Geh ich rein in die Winde, so bleibst Du eine halbe Meile zurück; komme ich raus, so stolpere ich über Dich. Ich muß Luft haben! Wenn mir Keener beim Dalfen immer im Wege herum trampelt, so geht mirs nicht für genug. Denn wie ich dalse, da kann Keener mit — auf der ganzen Welt Keener!“

Ich erhob Einwendungen. Der Mittag war herangekommen; die Schornsteine der Häuser qualmten nicht mehr — das sicherste Zeichen, daß das Essen abgekocht war — und nun sollte ich mich unthätig an den Wegrand setzen. . . Ich gab ja ganz gern zu, daß ich im Dalfen ein miserabler Stämper war, und daß ich mir einen Kampf mit drei Duzend wilden Ragen weniger abschreckend und beängstigend vorstellte, als den Gedanken, ebenso viele Duzend Winden im Sturm auf abzusechten; doch jedesmal um die Mittagszeit ging eine Veränderung mit mir vor. Ich fühlte mich dann als ein leidlich tapferes Heldchen, das keine Furcht hegte vor bösen Hunden und bösen Gesichtern, frisch auf den Feind losmarschirte und ihm dreist entgegentrat. Das mochte verschiedene und garnicht fernliegende Gründe haben. Mit seinem Instinkt hatte ich wahrgenommen, daß die Leute nach dem Mittagessen viel besser gelaunt sind, als vor dem Essen; sodann weiß der Hunger einen vortrefflichen Muth zu verleihen, und schließlich bittet sichs viel leichter um die Ueberreste vom Mittagessen, als um Geld, zumal der Bauer weit lieber ein Gericht Essen wegshenkt, als einen Pfennig Baargeld.

„Von jetzt ab bleibe ich nicht zurück!“ erklärte ich mit herzhaftem Vorsatz.

„Nein, nein!“ wehrte der Galgenposamentirer bestimmt ab. „Bei mir gehts über die Zänne, und klettern kannst Du nicht!“

„Du wirst sehen, daß ich nicht zurückbleibe!“

„Mach mich nicht böse!“ rief er. „Wenn ich wüthend werde, ist mir Alles egal!“

„Ich habe Hunger,“ wagte ich kleinlaut zu sagen.

„Du wirst kriegen! . . . Aber ich sag Dir, mach mich nicht böse!“

Ein komischer Geist! Ich glaube, wenn ich ihn noch einmal gebeten hätte, mich an seiner Seite dalfen zu lassen, so wäre der Dolch zum Vorschein gekommen. . . Man war ja seines Lebens nicht sicher! Sollte ich durchbrennen und wieder auf eigene Klappe streiten? . . . Doch das ging nicht, wenn ich auch gewollt hätte — er führte ja die gemeinsame Kasse! . . . Weshalb auch durchbrennen? Er hatte mir doch nur Gutes erwiesen. Möchte er doch ein ungehobelter Bruder sein — die Hauptsache, daß er auf Kameradschaft hielt und daß ich bei ihm mein Fortkommen fand! . . . (Fortsetzung folgt.)



## Deutsche Sprachbelustigungen.

### Siebente Humpfel.

Von Manfred Wittich.

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen.  
Kann sie doch auch spielen, scherzen, lübeln, güteln, türmeln, lachen.

So pries der schlesische Edle Friedrich von Logau das vielkönnige Instrument unserer Mutter- und des jaummervollsten Glends, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, während dessen die meist vaterlandslose Gesellschaft der teutschen Fürsten das Reich aus allen Jugen brachte und es zu einem bloßen geographischen Begriff niederführte.

Die wilde Soldateska aus aller Herren Länder gab sich Stellbicheln auf deutschem Boden und ihr Herenjabbath hinterließ die grauenvollsten Spuren.

Auch das Antlitz unserer Sprache wurde nach fremder Mode und Unsitte mit Schönpflästerchen und Schminke von allerhand Pug und Plitter fremdsprachlicher Ausdrücke bis zum Nichtwiedererkennen entstellt. Hatten die gelehrten Deutschverderber mit ihrem „Lapperdein“, wie Hans Sachs das Latein

spöttisch nennt, und mit ihren griechischen Brocken nach dieser Richtung schon ihr Bestes — oder Schlimmstes — gethan, so schneiten von den Salons der Vornehmen, den Höfen der Fürsten und aus den Feldlagern der allgebietenden Soldateska italienische, französische, spanische, slavische und der Himmel weiß was für fremdsprachige Abschweifungen aller Art in die deutsche Sprachschüssel und bildeten da ein wunderbares „Leipziger Allerlei“, oder soll man lieber sagen Studdelmuddel?

Logan gehört zu den Männern, die gegen solche babylonische Sprachverwirrung Einspruch erhoben und die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der deutschen Zunge, der „deutschen Haupt- und Heldensprache“, wie ein Anderer gesagt hat, immer wieder hervorzuheben nicht müde wurden.

Freilich schütteten auch eglische unter diesen Eisernen für deutsche Sprache und deutsches Wesen das Stind mit dem Wade aus und gaben sich oft gar lustige Blößen, wie ich das vor vielen Jahren einmal in der „Neuen Welt“ ausführlich geschildert habe.

Von der Jagd mit Kanonenkugeln auf die Fremdwörterpapen will ich hier aber nicht reden, sondern die Wahrheit und Berechtigung des oben angeführten Spruches von Logan durch einige Beispiele bestätigen.

Wenns zu einem Krach, zu einem Donnerwetter zwischen streitenden Leuten kommt, da regnet es Verwünschungen und Schmähreden, es wird verflucht, gescholten und geschimpft. Merkwürdig ist, daß Schimpf eigentlich früher Scherz, Spaß bedeutete, wie des prächtigen Erzählers Pauli Anekdotenbuch betitelt ist „Schimpf und Ernst“, wobei Schimpf den Gegensatz zu Ernst bedeuten soll.)

Wenns ans Schimpfen geht, so muß vor Allen das Thierreich herhalten. Der Schamlose wird Hund, Hundesohn titulirt, im Morgenlande wie bei uns, dort wohl vorzüglich als Aasfresser, der Unsaubere als Schwein, die Schwägerin als Gans, die Falschen und Heintüchtigen werden Ragen genannt, die vorne schmeicheln und hinten krachen. Der träge Esel, das mißgestaltete Kameel, das dem Leithammel blöd nachdrängende Schaf, alle drei auch Symbole der unendlichen Geduld, sollen die Abwesenheit von Verstand, eigenem Urtheil, Selbstständigkeit anzeigen. Affe nennt man den unselbstständigen Nachbeter und Nachtreter berühmter und unberühmter Muster; Papagei den urtheilslosen Nachschwäger, der Gimpel, der garnicht so leicht zu fangen sein soll, gilt gleichwohl für einen dummen Vogel und als Schimpfwort für einen dummen Menschen, der auf jedes Blendwerk, auf jeden faulen Zauber „hineinfällt“. Das dickhäutige Rhinoceros muß seinen Namen hergeben, um einen fühllosen, stumpfen Menschen zu bezeichnen. Bärne vergleicht die Schafsgeduld und Empfindungslosigkeit des deutschen Volkes mit der Widerstandsfähigkeit des Panzers, den das Krokodil von Mutter Natur erhalten hat. Heine spottet über dasselbe deutsche Volk unter dem Bilde des tugendhaften Pudels Brutus, der schließlich bei aller Tugend doch nicht ganz tugendhaft sei, weil er durch Versuchungen anderer Räter so schwach wird, daß er von dem zu apportirenden Fleisch frißt!

Eine ganze Menge von Schimpfwörtern geben zu ernsten, sozialpolitisch-moralischen Betrachtungen Anlaß, indem sie ursprünglich den Armen, schlechtbedienten, mittellosen Menschen bezeichnen. Lump, Lappen sind deutlich genug; Hallunke wird erklärt als ein wild aussehender, namentlich im Anzug und nach Leibespflege vernachlässigter, nackter, bloßer Mensch.

Schust, ursprünglich eine Befehlsformbildung von schuven und at, also = schieb, wirf hinaus, bedeutet so viel wie Wegwurf, Kehricht, Aas, Unreinigkeit, der man recht gern enttrathen kann, womit wieder die Schimpfwörter Lurath, Unflath, Aas, Luder usw. zusammenhängen.

Die Fastnachtsspiele des 15. und 16. Jahrhunderts, namentlich die derbereren, ja manchmal sogar unflätigen, würden uns gestatten, ein gar umfangreiches Gegenstück zu Knigges Umgang mit Menschen oder Albertis Komplimentirbuch zusammen zu stellen.

Neben den Schimpfwörtern aber fehlt es nicht an Verwünschungen und Verfluchungen, die wie ein Donnerwetter oder wie ein Hagelschauer herabprasseln

auf den Gescholtenen. So die dichterisch übertreibenden Drohungen: Ich schlage dir alle Knochen im Leibe entzwei, daß du sie im Schnupftüchel heim tragen kannst! Ich rathe dir, alle deine Knöchelchen zu nummeriren, damit du sie hernach wieder zusammenfindest!

Geh zum Henker, hol dich der Teufel, und zur Steigerung, hol er dich vierspännig (da gehts schneller!) oder recht grausam: hol er dich lothweis! — Reichhaltig ist schon die Auswahl solcher unliebenswürdiger Anwünschungen im Mittelalter gewesen, da werden einem das Fieber, die Krämpfe, der Beistanz (die fallende Sucht, Epilepsie auf Deutsch) und andere Plagen angewünscht. Wir wollen einmal einen Verwünschungsphonographen aus jener Zeit (14. bis 15. Jahrhundert) aufdrehen und sein Sprüchlein herbeten lassen. Also, lieber Leser, satte dich und sieh fest!

Daß dich alles Unglück besalle! Daß dich das Herzleid bestehle! Daß dich die Pestilenz antomme! Daß dich die Franzosen (die Russen) antommen! Der Sachriten (das jähe Fieber) gehe dich an! Daß dich die Parle rühre (die Paralyse, der Schlaganfall)! Daß dich der Tropf schlage (hasselbe)! Daß dich das höllisch Feuer brenne! Der Teufel führe dich über Osterode weg! Daß du müßest toll, rasend und unsinnig werden! Daß dich Gotts Marter, Straf, Wunden, Sakramente schänden! Ich will dich elementen, man soll dich sakramenten (d. h. so behandeln, daß die Sakramente, und zwar die Sterbesakramente bereit gehalten werden müssen)! Daß dich der Donner erschlage! Die Sucht (Seuche) gehe dich an!

Hais genug gedonnert und gekracht? Das war nur ein kleiner Theil der herrlichen Blumenlese, welche Agriola (1492—1566) in seiner Sprüchwörterammlung uns aufbewahrt hat; es wird aber, denke ich, vollkommen genügen, um die Leistungsfähigkeit unserer trauten Muttersprache auf dem hier in Frage stehenden Gebiet vollständig anzuweisen.

Auf das wilde Fluchen, Schwören und Verwünschen der Landsknechte brauche ich wohl nur hinzuweisen, man kennt ja, wie fruchtbar selbst noch unsere modernen Kaiserhöfe und Erzzerplätze an phantastischen Schimpfreden und Verwünschungen sind. In den Stenogrammen der Reichs- und Landtagsverhandlungen, in denen Bismarck gesprochen hat, kann man auch noch eine ganz hübsche Botanikbüchse von Kraftausdrücken, namentlich gegen Oppositionsleute von ihm gebraucht, zusammenlesen, wenn man Lust und Zeit dazu hat. Aber auch seine Treuen und Lieben behandelte er in Redebildern und Vergleichen oft recht drastisch; so, wenn er einmal sagte: Ein christlicher Hengst und eine jüdische Stute könnten eine ganz hübsche Zucht geben, und er wisse noch nicht, was er diesbezüglich seinen Söhnen rathe solle.

Man hat ihm ja das als eine besondere nationaldeutsche Begabung nachgerühmt; freilich, wenn ein Anderer so was sagte nach dem Gewaltigen hinüber, sei es mündlich in Volksversammlungen, sei es in der Presse oder sonstwie, so hielt der teutsche Held seine lithographirten Strafanträge bereit! Er nahm sich die Freiheit, derb deutsch zu reden, Andere aber sollten straffällig sein, wenn sie wieder aus dem Wald herausriefen, wie es hineingeschrien war! Doch gehen wir zu anderen, zu literargeschichtlichen Verühmtheiten über.

Wie prächtig hat der eislebener Bergmannssohn und Bauernmichel Luther in seinen Predigten, Streitschriften, Briefen und Tischgesprächen die deutsche Sprache krachen, poltern, donnern, schnauben und schnarzen lassen! Der gewaltige Sprachvirtuos Johann Rißhart eben desgleichen!

Wir müßten die ganze Literatur durchschweifern und fänden kein Ende, wenn wir alle die Donner- und Blizschleuderer mit Proben antreten lassen wollten. Nur noch ein paar Hinweise auf neuere Gewitterbrauer mit dem Hülfsmittel unserer Muttersprache.

Wie donnert, poltert und kracht unser geliebtes Deutsch in Schillers Jugenddramen: Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe. Koller in den Räubern berichtet von einem in die Luft gesprengten Pulverturm mit den Worten: Es war ein Krach, als ob dem Himmel-

saß ein Reiß gesprungen wäre. Ein anderer Räubergefährte Karl Moors, Schweizer, sagt von dem jungen Kosinsky, der sehr gerade so drein, als wolle er den Marschall von Sachsen mit einem Nährlöffel über den Ganges jagen. Der Mohr im Fiesko sagt zu seinem Herrn: Entwisch mir ein Vockenhaar, so sollt ihr meine zwei Augen in eine Windbüchse laden und Sperlinge damit schießen! Fiesko zum Mohren: Ich will dich nicht an die Hörner des Mondes hängen, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zahnstocher ansehen sollst!

Die urkräftigen englischen Bilder und Wortspiele Shakespeares vermochten Schlegel und Tieck sehr treffend mit deutschen gleichbedeutenden und gleichkräftigen Wendungen wiederzugeben.

Und welche Kraftblüthen hat Christian Dietrich Grabbe im Garten seiner übergenialen Dramen und in anderen Schriften groß gezogen!

Einem Gegner wünscht er einmal, er müßte an einem thurmhothen Rasirmesser in die Höhe klettern; von gewissen Reinschmieden erklärt er, daß sie so dumm seien, daß die Esel im Preis ausschlagen, wenn ein Blatt von ihnen ins Publikum komme. Die Stimmen alter Weibspersonen nennt er so schrill und scharf, daß man ein Stück Brot damit abschneiden könne. Der Herzog von Gothland, der Held eines Grabbeschen Dramas, sagt von sich: Ich bin ein Haufe von zusammengesperrten Tigern, die einander auffressen.

Von noch Jüngeren haben eine ganze Menge Satiriker und Humoristen prächtige Bilder kraftstrotzender Klang- und Singfülle geschaffen. Man lese nur Börne, vor Allem aber Heine einmal von diesem Gesichtspunkte aus genauer: man wird staunen über diese schneidenden, blitzartigen Trompetenstöße, trachenden Paukenschläge und durch Mark und Bein gehenden Posannenschläge, welche sie der gewaltigen Orgel der deutschen Sprache zu entlocken verstanden haben.

Und ob die deutsche Sprache spielen, scherzen, liebeln, gütekn, kirmeln, lachen kann?

Wenn man die Liebeslieder der Minnesänger durchläuft, kann man sich ein umfangreiches Wörterbuch von Rosenamen in gar kurzer Zeit zusammentragen. Ich will aus dem meinen nur ein paar Proben geben. Die Geliebte wird da genannt: mein lieber Buhle, mein Herz, mein Aufenthalt, du meiner Freuden Ostertag, meiner Freuden Spiegelglas, meiner Augen Weide, mein Hort, mein Gold, mein Edelstein, trautes Traut, liebes Lieb.

Der prächtige, erzgebirgische Paul Fleming nennt seine Geliebte: mein einziges Ein, du mein Ich, Sonne meiner Freuden;

Anemone, meine Sonne,  
Meines Herzens feste Pier,  
Meine Klarheit, meine Sonne.

Und will man noch neuere Proben, so schlage man Goethes Briefe und Billete an die Frau von Stein auf, aus denen ich nur eine kleine Anzahl Rosenamen ausziehe: Süße Unterhaltung meines innersten Herzens, liebe, unerschöpfende Quelle meines Glückes, du Einzige unter den Weibern, liebe Begleiterin aller meiner Gedanken, lieber Inbegriff meines Schicksals, aller meiner Freuden und Schmerzen, liebe Seelenführerin, süßer Traum meines Lebens, Schlafrunk meiner Leiden, mein Glück, mein Gold, mein Morgenroth, meine liebe Beichtigerin, meine liebe Sänftigerin.

Noch drängt es mich aber, ein altes Beispiel wunderbar feiner Beobachtung von Gefühlen und Empfindungen hier anzuführen.

Die Wonne höchster Liebesfreude schildert der Tannhäuser, der ja so viel geliebt und, der Sage nach, selbst in den Venusberg gefahren und kostbarstes Minneglück genossen haben soll, er darf sich kühnlich als Schilderer der Liebe neben Gotfried von Straßburg, der das Ewigkeitslied von der unseligen Liebe Tristans und Isolde's sang, neben

\* Gütekn heißt es gut meinen, gütig, gütlich zu reden; kirmeln wird erklärt als fallendes Reden, es ist von Dichtern gebraucht vom Gurren der Tauben, vom friedlichen Knurren des verliebten Löwen; namentlich bei schlesischen Dichtern findet es sich.

